

# Austausch und Abgrenzung : die oberrheinischen Universitäten an der Wende zum 16. Jahrhundert

Autor(en): **Mertens, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **102 (2002)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118449>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Austausch und Abgrenzung

Die oberrheinischen Universitäten an der Wende zum  
16. Jahrhundert

von

Dieter Mertens

I

Beatus Rhenanus liebte Basel. Nach Beendigung seiner Pariser Studienzeit (1503 bis 1507) führte der Schlettstädter das Leben eines beruflich unabhängigen Gelehrten<sup>1</sup>. Basel wurde zwei Jahrzehnte lang, von 1507 bis 1527, das Zentrum seiner Tätigkeit – freilich nicht die Universität, sondern Basels Drucker und die, wie er selber, um der Druckereien willen zugezogenen Gelehrten, namentlich der Gräzist und Dominikaner Johannes Cono und Erasmus von Rotterdam. Die letzten zwei Jahrzehnte lebte Beatus Rhenanus in Schlettstadt. Dort vollendete er sein historiographisches Hauptwerk *Rerum Germanicarum libri tres*, das 1531 in Basel in der *Officina Frobeniana* erschien. Es enthält in seinem dritten, topographischen Teil eine Liebeserklärung an Basel.

Beatus Rhenanus hatte in Paris vor allem bei Jacques Lefèvre d'Étaples in der Artistenfakultät griechische und mittelalterliche Philosophie studiert. Er hatte aber auch schon an der philologisch-kritischen Erarbeitung und Drucklegung der zugrundezulegenden Texte mitgewirkt. Dafür bot die Universität aber nicht den geeigneten Rahmen. Lefèvre zog sich deshalb 1508 zurück und arbeitete fortan frei unter dem Patronat des Abtes von Saint Germain des Prés. Auch der an den Oberrhein zurückgekehrte Beatus Rhenanus suchte hier keineswegs den Anschluss an eine Universität, er lebte vielmehr bis 1519 beim Drucker Johannes Froben im Haus zum Ses-

<sup>1</sup>Beat von Scarpatetti, «Beatus Rhenanus», in: *Contemporaries of Erasmus*, ed. Peter G. Bietenholz, vol. 1, Toronto 1985, S. 104–109; Ulrich Muhlack, Beatus Rhenanus (1485–1547). Vom Humanismus zur Philologie, in: *Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile*, hrsg. von Paul Gerhard Schmidt, 2. Aufl., Stuttgart 2000, S. 195–220; Robert Walter, *Les voyages de Beatus Rhenanus*, in: *Annuaire des amis de la Bibliothèque humaniste de Sélestat* 1999, S. 25–32; Maurice Kubler, *Beatus Rhenanus à Bâle*, in: *Annuaire des amis de la Bibliothèque humaniste de Sélestat* 2000, S. 177–179.

sel, später im eigenen Kleinbasler Haus, teils reiste er zwischen den Offizinen Schürers in Strassburg und Frobens in Basel hin und her.

Es lässt sich darum unschwer erklären, dass die Universität in seiner Liebeserklärung an Basel – an das «königliche» Basel mit den grossartigen Häusern, die rückseitig an den Garten von St. Peter anstossen, und mit der herrlichen Rheinfront<sup>2</sup> – keine besondere Rolle spielt, dass aber die griechischen Handschriften des Dominikanerklosters, ein Erbe der Konzilszeit<sup>3</sup>, und die Bedeutung des Basler Buchdrucks herausgestrichen werden. Doch nicht nur das, die Universität wird mit zwei säuerlichen Sätzchen abgetan. Sie lauten: «Dass die Universität so wenig blüht, hat seine Ursache in der Dürftigkeit der Einkünfte und der zu grossen Zahl hoher Schulen in Deutschland. Besser wäre es, es gäbe wenigere, aber stärker frequentierte.»<sup>4</sup>

Beatus Rhenanus verglich die Basler Universität und die Universitäten im Reich unausgesprochen mit «seiner» Universität Paris, die nicht nur ungleich grösser war, sondern einem anderen, nach Kollegien anstatt nach Fakultäten gegliederten Typus angehörte. Siebzig solcher Kollegien gab es damals in Paris. In der Kölner Universität, die als einzige deutsche diesem westeuropäischen Typus zuzählte, hat allein die Montaner-Burse, eine der vier Hauptbursen, im langjährigen Durchschnitt ebenso viele Baccalaureatsgrade verliehen wie die Artistenfakultät der Universität Tübingen, und mehr als die Artistenfakultäten in Freiburg und sicher auch in Basel<sup>5</sup>.

Die Feststellung, es gebe zu viele und zu kleine Universitäten in Deutschland, traf am ehesten auf den Südwesten des Alten Reiches zu. Nirgendwo sonst im Reich nördlich der Alpen lagen am Ende des 15. Jahrhunderts die Universitäten so dicht beieinander. Heidelberg war seit 1386 jahrzehntelang allein auf weiter Flur gewesen, bis im Jahr 1460 im Abstand dreier Wochen die Universitäten in Basel und Freiburg den akademischen Unterricht eröffneten. 1477 began-

<sup>2</sup>Beatus Rhenanus, *Rerum Germanicarum libri tres*, Basel: Froben, 1531, S. 140.

<sup>3</sup>Heribert Smolinsky, *Kirche und Religion in Basel um 1501*, Basel 2002, S. 15f. (Vorträge der Aeneas-Silvius-Stiftung an der Universität Basel, XXXVIII).

<sup>4</sup>Ebd. S. 141: *Academia quo minus floreat, in causa est proventuum tenuitas et nimia gymnasiolorum in Germania multitudo. Praestaret esse pauciora et frequentia.*

<sup>5</sup>Götz-Rüdiger Tewes, *Die Bursen der Kölner Artistenfakultät bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*, Köln [etc.] 1993, S. 112f. (*Studien zur Geschichte der Universität Köln*, 13); Werner Kuhn, *Die Studenten der Universität Tübingen 1477–1534*, 2 Bde., Göppingen 1977 (*Göppinger akademische Beiträge*, 37–38), hier Bd. 1, S. 32; Hermann Mayer (Hrsg.), *Die Matrikel der Universität Freiburg i.Br. von 1460–1656*, 2 Bde., Freiburg i.Br. 1907–1910, hier Bd. 2, S. 50.

nen die Universitäten Tübingen und Mainz sogar exakt am selben Tag zu lehren. 1472 und 1473 machten die Universitäten in Ingolstadt und Trier ihre Pforten auf, und in Dole, wo die 1423 eröffnete Universität ein Opfer der französisch-habsburgischen Kämpfe um das burgundische Erbe geworden war, wurde seit 1484/86 wieder gelehrt; von 1493 an war Dole eine habsburgische Universität. Wäre das 1450 von Papst Nikolaus V. bewilligte *studium generale in artibus et litteris* zu Besançon ins Leben getreten, und hätte der Pfalzgraf bei Rhein den badischen Markgrafen nicht gehindert, die 1459 von Pius II. gleichzeitig mit dem Basler Universitätsprivileg bewilligte Gründung einer Universität in Pforzheim zu realisieren, wäre die Universitätslandschaft im Südwesten des alten Reiches noch dichter geworden<sup>6</sup>.

Die hinreichende räumliche Distanz wurde durchaus als Argument zugunsten einer Universitätsgründung benutzt. Am deutlichsten ist dies in der auf dem «Kongress» zu Mantua ausgestellten Stiftungsbulle Pius' II. für Basel der Fall. Darin heisst es, die Universität solle nicht nur der Stadt, sondern auch den benachbarten Regionen dienen. Soweit ist das eine formelhafte Wendung und steht z.B. auch in der Mainzer Urkunde<sup>7</sup>. Doch in der Basler Bulle wird darüber hinaus betont, dass die anderen deutschen Universitäten hinreichend weit entfernt lägen: *satis distare noscuntur*<sup>8</sup>. Die Formulierung dürfte auf die Basler zurückgehen, die ganz ohne Zweifel Hinweisen auf die rivalisierende und bereits vier Jahre zuvor, 1455, genehmigte, aber noch nicht vollendete Universitätsgründung in Freiburg im Breisgau begegnen wollten. Denn die Freiburger instruierten ihre nach Man-

<sup>6</sup>Sönke Lorenz (Hrsg.), *Attempo – oder wie stiftet man eine Universität. Die Universitätsgründungen der sogenannten zweiten Gründungswelle im Vergleich*, Stuttgart 1999 (Contubernium, 50); Jacky Theurot, *L'Université de Dole au XVe siècle*, in: *Travaux de la Société d'émulation du Jura 1981–1982*, Dijon 1984, S. 493–518; Hastings Rashdall / F.M. Powicke / A.B. Emden, *The Universities of Europe in the Middle Ages*, 3 Bde., Oxford 1936, Reprint 1997, hier Bd. 2, S. 190–193; Dieter Brosius, *Papst Pius II. und Markgraf Karl I. von Baden. Ein Nachtrag aus den päpstlichen Registern*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 92 (1972), S. 161–176.

<sup>7</sup>Von Sixtus IV. signierte Supplik Erzbischof Diethers vom 23.11.1476, bei Hermann Diener, *Die Gründung der Universität Mainz 1467–1477*, Wiesbaden 1974 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, *Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse* 1973, Nr. 15), hier S. 52.

<sup>8</sup>Grosse Stiftungsbulle Pius' II. vom 12.11.1459, Text bei Edgar Bonjour, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960*, Basel 1960, S. 35f., hier S. 36: «... non solum ad rei publicae ipsius civitatis, sed etiam ad aliarum partium illi vicinarum utilitatem et prosperitatem intendentes .... et a qua famosa studia Alamanie satis distare noscuntur ...»

tua geschickte Gesandtschaft, dort gegen eine Universitätsgründung in Basel unter anderem mit der geringen Entfernung beider Städte zu argumentieren<sup>9</sup>. Was bedeutet dann aber Basels Argument des *satis distare* in Entfernungsangaben ausgedrückt? Die württembergischen Grafen und, mit den Worten ihrer *petitio*, die Bulle Papst Sixtus' IV. argumentierten 1476 zugunsten einer Universitätsgründung in Tübingen sowohl mit ihrer intendierten politischen Funktion als Landesuniversität für die *territoria longe lateque ampla* der Württemberger als auch mit der räumlichen Distanz zu den nächsten Universitäten: diese betrage mindestens zwei Tagesreisen<sup>10</sup>. Diese Angabe geht auf die Supplik der Württemberger zurück. Die Kurie überliess die Entscheidung über die hinreichende Distanz den rivalisierenden Gründern, die das Risiko der Realisierbarkeit eingingen.

Dass dieses Risiko gesehen wurde, zeigt das brutale Vorgehen des Pfälzer Kurfürsten Friedrich gegen die badischen Universitätspläne. Nach dem Sieg bei Seckenheim 1461, wo der badische Markgraf der Gefangene des Pfälzers wurde, erstickte Friedrich die Pforzheimer Pläne im Frühstadium. Die Auswirkungen der Konkurrenz lassen sich an der Kürze der Blütephase ablesen, die der Universität Trier beschieden war. 1473 – achtzehn Jahre nach der Ausfertigung der päpstlichen Bulle – endlich eröffnet, geriet die Universität schon 1477 in die Krise. Die Anziehungskraft von Mainz wirkte sich aus. Denn von Trier wechselten wichtige Lehrer der ersten Stunde nach Mainz und zogen viele Studenten mit<sup>11</sup>.

Bei der Gründung der Basler Universität war man sich der Konkurrenz zu den älteren Plänen des Herzogs, seit 1453 Erzherzogs Albrecht VI., in Freiburg eine Universität zu gründen, auf beiden Seiten bewusst. Habsburg und Baden – Kaiser Friedrich III. und sein Schwager Markgraf Karl – bzw. ihre Diplomaten kooperierten offenbar 1459 in Mantua zu Lasten Basels, während der Basler Bürgermeister Hans von Flachsland ebendort dem Herzog Sigismund auseinandersetzen sollte, eine Universität in Basel sei auch für die Herrschaft Österreich, die sich doch über beide Seiten des Rheins erstrecke, nützlicher als eine Universität in Freiburg. Die Gründe wisse Sigismund wohl, heisst es in der Instruktion für Flachsland

<sup>9</sup>Dieter Speck, Fürst, Räte und die Anfänge der Freiburger Universität, in: Lorenz, *Attempto* (wie Anm. 6), S. 55–111, hier S. 108.

<sup>10</sup>Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550, Tübingen 1877, S. 11–27, hier S. 11f.: «... prope quod infra duas dietas [der Abdruck hat irrig dictas] vulgares non est aliqua universitas studii generalis ...»

<sup>11</sup>Michael Matheus, Die Trierer Universität im 15. Jahrhundert, in: *Trier im Mittelalter*, hrsg. von Hans Hubert Anton und Alfred Haverkamp, Trier 1996 (2000 Jahre Trier, Bd. 2), S. 531–552, hier S. 548ff.



sibyllinisch. Damit können die Spannungen im Hause Habsburg zwischen Kaiser Friedrich III., seinem Bruder und Widersacher Erzherzog Albrecht und Sigismund gemeint sein, aber auch Sigismunds ausstehende Schulden bei der Stadt Basel. Den von Baslern und Freiburgern gehegten Vorstellungen, es könne nur eine einzige Universität am Oberrhein geben, und den wechselseitigen Verhinderungsversuchen zum Trotz, sind beide Universitäten im April 1460 eröffnet worden.

Beide haben nicht nur ihre wechselseitige Konkurrenz, sondern ebenso die Konkurrenz der alsbald hinzutretenden Hohen Schulen überlebt, doch um den Preis, den Beatus Rhenanus nannte. *Grosso modo* hat Beatus Rhenanus wohl zutreffend geurteilt. Doch lässt sich sein Argument auch umkehren und die Frage stellen, ob die räumliche Nähe nicht auch als ein Vorteil genutzt werden konnte: entweder als die – meist ökonomischer Not geschuldete – Chance zur Minimierung der Mobilitätsanforderung oder im Gegenteil als die Chance, ein- oder mehrmaligen Universitätswechsel in der Region leichter realisieren zu können und so die Nachteile der Kleinheit auszugleichen, mithin die im Südwesten nahe beieinanderliegenden Universitäten sozusagen als ein zusammenhängendes und möglicherweise differenziertes System aufzufassen und zu nutzen.

Diese Frage lässt sich leichter stellen als beantworten. Zweierlei Wege zu einer Antwort sind vorstellbar: die individuelle und die statistische Erhebung. Es gibt von einigen Gelehrten des 15. und früheren 16. Jahrhunderts, die an mehreren der hier in Frage kommenden Universitäten studiert haben, biographische und autobiographische Zeugnisse über ihr Studium. Thomas Platter, Johann Kingsattler und Konrad Pellikan haben Autobiographien geschrieben, über die Studien der Basler Amerbach-Söhne und der Strassburger Sturm-Söhne unterrichten Briefe, Johannes Eck hat an vielen Stellen seiner Werke über seine Studienzeit und frühe Universitätslaufbahn gesprochen. Wenn Gründe für die Wahl einer bestimmten Universität, für einen geplanten oder durchgeführten Universitätswechsel sichtbar werden, sind es in der Regel äussere Gründe, die die Wege lenken: die materielle Not oder die Sorglichkeit der Eltern und Verwandten, welche persönliche Beziehungen nutzt und die nahe Universität favorisiert<sup>12</sup>. So schickte z. B. Ecks Onkel in Rottenburg am Neckar

<sup>12</sup>Vgl. Dieter Mertens, *Alltag an Schulen und Universitäten am Oberrhein um 1500*, in: Sönke Lorenz / Thomas Zotz (Hgg.), *Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handel und Handwerk 1350–1525*. Große Landesausstellung Baden-Württemberg, Aufsatzband, Stuttgart 2001, S. 473–480.

den jungen Neffen zuerst an die Universität in Heidelberg, *cuius ipse erat alumnus et magister*, wo er sich also auskannte und wohl auch Bekannte hatte, und holte ihn dann ins nahe Tübingen, damit er seine Studien aus der Nähe überwachen könnte: *ut cominus aspiceret studia mea*<sup>13</sup>. Und Jakob Wimpfeling nutzte gegenüber dem Strassburger Patrizier Martin Sturm geschickt das Argument der Nähe, als er ihm den von den Dominikanern insinuierten Plan ausredete, den Sohn Jakob von der Freiburger Universität abzuziehen und nach Köln, in die Hochburg der Dominikaner, zu schicken; was er in Köln lernen könnte, so das Argument, werde er auch in Freiburg lernen<sup>14</sup>. Das Material für eine qualifizierende Wertung der individuellen Äusserungen über die Wahl des Studienorts bliebe indes zu schmal.

Deshalb scheint die quantifizierende Zugangsweise aussagekräftiger, obwohl sie bekanntlich mit vielen Unsicherheiten verbunden ist. Die Hauptquelle sind die Matrikeln, und solche stehen für Heidelberg, Freiburg, Basel und Tübingen zur Verfügung, fehlen aber für Trier und Mainz<sup>15</sup>. Zudem sind die Matrikeln unterschiedlich geführt, sie sind unterschiedlich aussagefreudig und verschieden eindringlich ediert. Am eindringendsten kommentiert ist die Basler Matrikel-Edition als die jüngste, am zweitbesten kommentiert die Freiburger, an dritter Stelle folgt die Tübinger. Die Heidelberger Edition verzichtet als die umfangreichste wohlweislich auf eine Identifizierung der Personen. Grundsätzlich verzeichnen die Matrikeln nicht allein Studierende, sondern überhaupt diejenigen, die zum Rechtskreis der Universität, nicht der Stadt, zählen. Über die Motive der Wahl des Studienortes sagt diese Quelle nichts, ebenfalls nichts über die Verweildauer. Wenn jemand innerhalb eines angemessenen Zeitraumes die Universität wechselt, kann man, ein kontinuierliches Studium unterstellt, auf die Verweildauer schliessen. Bisweilen liegen Immatrikulationen ein und derselben Person an

<sup>13</sup>Theodor Wiedemann, Dr. Johann Eck, Regensburg 1865, S. 6, Anm. 4 und 7.

<sup>14</sup>Jakob Wimpfeling, Briefwechsel, hrsg. von Otto Herding und Dieter Mertens, München 1990, S. 518f.

<sup>15</sup>Die hier einschlägigen Matrikeleditionen sind ausgewertet worden und werden nicht jedesmal eigens zitiert, wenn Auswertungen mitgeteilt werden. Es handelt sich um folgende Editionen: Heidelberg: Gustav Toepke (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386–1662, 2 Bde., Heidelberg 1884–1993. – Freiburg: Hermann Mayer (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Freiburg i.Br. von 1460–1656, 2 Bde., Freiburg i.Br. 1907–1910. – Basel: Hans Georg Wackernagel (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Basel 1460–1666, 3 Bde., Basel 1951–1962. – Tübingen: Hermann Hermelink (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Tübingen 1477–1600, 2 Bde., Stuttgart 1906–1931.

zwei verschiedenen Universitäten zeitlich so dicht beieinander, dass die Wanderrichtung nur zu erkennen ist, sofern die Immatrikulationen auf den Tag genau datiert sind.

## II

Zunächst sei das Urteil des Beatus Rhenanus mit Immatrikulationszahlen unterfüttert. Solche Zahlen ebnen allerdings die qualitativen Unterschiede zwischen der Artistenfakultät und den höheren Fakultäten ein und bringen eine entscheidende historische Leistung der Universität nicht zur Anschauung, nämlich die Führungsschichten zu homogenisieren. Auch die Quantitäten sind nicht immer voll vergleichbar. Doch können sie einen Eindruck von Grössen und Grössenrelationen vermitteln. Mit diesen Vorbehalten sollen zwei Zahlen die Grösse der Universität Paris veranschaulichen. 1464 verzeichnet ein Pariser Bestandsregister rund 2500 Magister, Scholaren und Universitätsverwandte. Das sind ebenso viele, wie im selben Jahr 1464 an den Universitäten im Reich zusammen neu immatrikuliert wurden – in Wien, Heidelberg, Köln, Löwen, Erfurt, Leipzig, Rostock, Greifswald, Freiburg und Basel<sup>16</sup>. Rainer Christoph Schwinges, dessen EDV-gestützten Statistiken und Analysen die allgemeine und vergleichende universitätsgeschichtliche Forschung ungemein viel verdankt, hat Zahlen über die von ihm so genannte «Reichsfrequenz» und die «Universitätsfrequenzen» vorgelegt. Sie ermöglichen es, die Immatrikulationszahlen im Vergleich und im Zusammenhang zu sehen. Die oberrheinischen Universitäten belegen, wie sich dabei zeigt, im Reich die hintersten Plätze. Sie sind in der Tat sehr klein, nur Greifswald ist kleiner. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, genau genommen zwischen 1477, als die Tübinger Matrikel einsetzt, und 1505 wird die Spitzengruppe von Löwen, Köln, Leipzig, Wien und Erfurt gebildet mit Immatrikulationen zwischen 9000 und 12500. Auf eine Mittelgruppe, die von Ingolstadt und Rostock gebildet wird, folgen die kleinen Universitäten: Heidelberg mit 3500, Tübingen mit 3000, Freiburg mit 2100, Basel mit 1900 und Greifswald mit 1400 Immatrikulationen in dem genannten Zeitraum. Mit 10700 Immatrikulationen erreichen die

<sup>16</sup>Max Spirgatis, Personalverzeichnis der Pariser Universität von 1464, Leipzig 1888, S. 3f.; Rainer Christoph Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches, Stuttgart 1986, S. 542.



vier oberrheinischen Universitäten zusammen die Frequenz von Wien oder von Leipzig. Das sind 14% der Reichsfrequenz, d. h. der Immatrikulationen im Reich. Im dritten Viertel hatten es die oberrheinischen Universitäten auf 6500 Immatrikulationen oder 11% im Reich gebracht, im zweiten Viertel waren am Oberrhein – vor der Eröffnung von Basel und Freiburg heisst das: in Heidelberg alleine – 3500 Personen oder 9% der Reichsfrequenz eingeschrieben worden, im ersten Viertel etwa 3200; das sind bereits rund 14% der Reichsfrequenz<sup>17</sup>.

Ursächlich für diese Zunahme von unter 3200 auf über 10 000 sind zwei Trends. Erstens nahm die Zahl der Studierenden im Reich während des 15. Jahrhunderts im langfristigen Durchschnitt stetig zu, zweitens zeigte sich – Köln ausgenommen – ein Trend zur Regionalisierung<sup>18</sup>. Die Basler Studenten des 15. Jahrhunderts stammten überwiegend aus Vorderösterreich, dem Elsass und der Eidgenossenschaft, die Freiburger Studenten aus den Diözesen Konstanz, Strassburg, Basel, Speyer und Augsburg mit vielen Schwaben und einigen Eidgenossen aus St. Gallen und Zürich, dem Thurgau und dem gemeinen Aargau. Tübingens Studenten kamen überwiegend aus Württemberg und den schwäbischen Reichsstädten, kaum aus der Eidgenossenschaft. Heidelberg verlor durch die Neugründungen schwäbischen und eidgenössischen Zuzug, büsste aber seine ältere überregionale Funktion nicht völlig ein; Studierende von Lothringen bis zur Oberpfalz zogen weiterhin an den Neckar<sup>19</sup>. Deutlich wird die Regionalisierung daran, dass Magister und Scholaren oberrheinischer Herkunft Wien, Erfurt und auch Heidelberg verlassen, um an den Neugründungen ihren Ressourcen – den Pfründen oder den Verwandten – näher zu sein.

Die beiden Trends «Vermehrung» und «Regionalisierung» wirkten zusammen. Die Verdichtung der oberrheinischen Universitätslandschaft erschloss in der Region neues Potential an Universitätsbesuchern<sup>20</sup>. In anderen Regionen wurde die vergrösserte Studentenzahl von den grossen alten Universitäten aufgefangen. Köln, Wien, Leipzig und die 1502 eröffnete Universität Wittenberg, die von

<sup>17</sup>Schwinges (wie Anm. 16), S. 542–545.

<sup>18</sup>Ebd., S. 11–60, bes. die Diagramme S. 31 und 55; 253ff.

<sup>19</sup>Bonjour (wie Anm. 8), S. 72; Mayer (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 30–40; Kuhn (wie Anm. 5), S. 18ff.; Gerhard Ritter, *Die Heidelberger Universität im Mittelalter (1386–1508)*, Heidelberg 1936 (Nachdruck Heidelberg 1986), S. 77ff.

<sup>20</sup>Zu Basel vgl. Marc Sieber, *Die Universität Basel und die Eidgenossenschaft 1460–1529*, Basel 1960 (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, 10), S. 36, 89.

Schwinges' Untersuchung nicht mehr erfasst wird, waren zudem für arme Studenten besonders attraktiv, auch für arme Eidgenossen. Sie waren darum in jeder dieser Universitäten häufiger anzutreffen als in Tübingen. Heidelbergs langfristiger Durchschnitt blieb, bei leichtem Abwärtstrend, im 15. Jahrhundert nahezu konstant. Die in Heidelberg als einer alten Universität an sich zu erwartenden Zuwächse gingen teils an Köln und seit 1460 auch an die oberrheinischen Neugründungen, wie der absolute und auch relative Anstieg der «Oberrheinfrequenz» zeigt<sup>21</sup>.

### III

Um der Frage nach Austausch oder Abgrenzung der oberrheinischen Universitäten näherzukommen, ist die eben in ihrer Relation zur Reichsfrequenz betrachtete «Oberrheinfrequenz» nunmehr in ihrem inneren Gefüge zu betrachten. Dafür sollen die Jahre von 1460 bis 1535, von den Neugründungen bis zur Reformation herangezogen werden (*Fig. 1 und 2*).

Am auffälligsten ist der gemeinsame Absturz zwischen 1525 und 1530 – damals schrieb Beatus Rhenanus seine kritischen Bemerkungen –, der indes eine überregionale Entwicklung widerspiegelt: die allgemeine, reformationsbedingte «implosionsartige Frequenzkrise»; die Reformation zerstörte «den eingespielten Zusammenhang zwischen Schulbesuch und kirchlichem Pfründenerwerb»<sup>22</sup>. Am schärfsten wurde davon Basel getroffen. Hier wurden mehrere Jahre lang keine neuen Immatrikulationen vorgenommen<sup>23</sup>. Am schnellsten erholten sich die Universitäten Heidelberg und Freiburg, letztere wohl wegen der eindeutigen religionspolitischen Linie der Stadt und des Landesherrn, welcher die Universität zu folgen hatte und die für die studierwilligen Altgläubigen eine klare Zuständigkeit schuf. Freiburg erhielt altgläubigen Zuzug aus Basel und aus Schwaben, die

<sup>21</sup>Schwinges (wie Anm. 16), S. 73ff., 155ff., 163ff., 179ff.

<sup>22</sup>Arno Seifert, Der Humanismus an den Artistenfakultäten des katholischen Deutschland, in: Wolfgang Reinhard (Hrsg.), Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts, Weinheim 1984 (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Mitteilung XII der Kommission für Humanismusforschung), S. 135–154, hier S. 145; ders., Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien, in: Notker Hammerstein, Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. I, 15.–17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe, München 1996, S. 256ff.

<sup>23</sup>Bonjour (wie Anm. 8), S. 108–116.

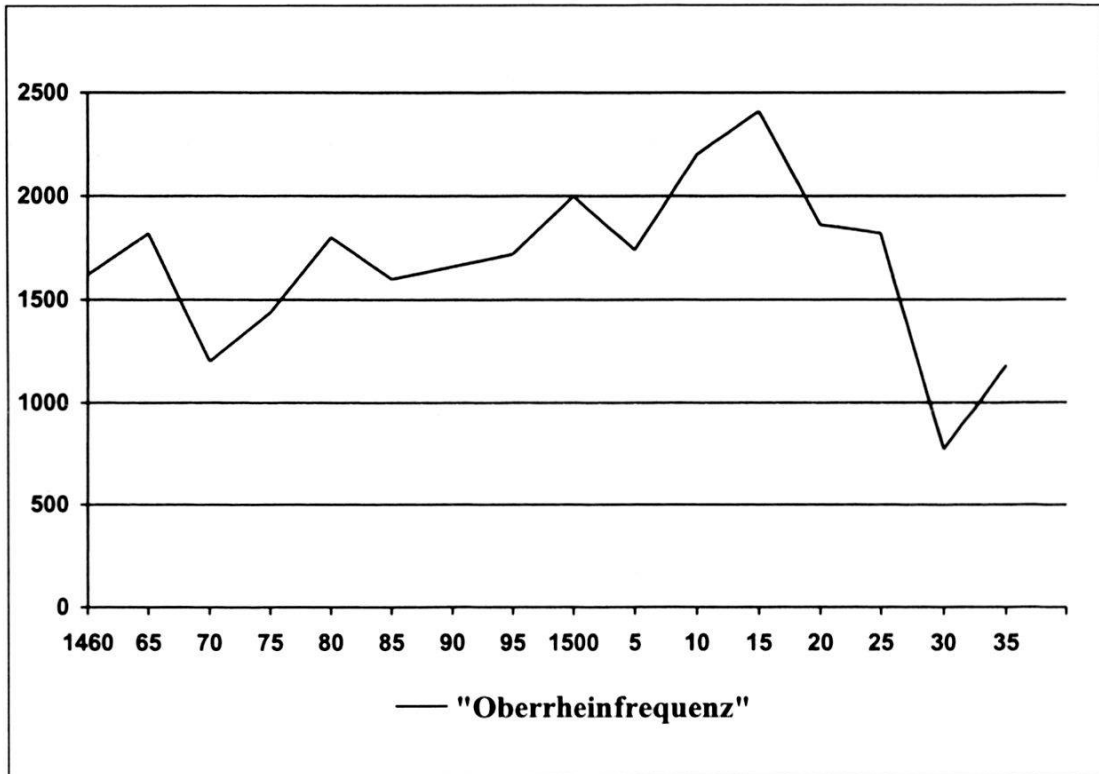


Fig. 1

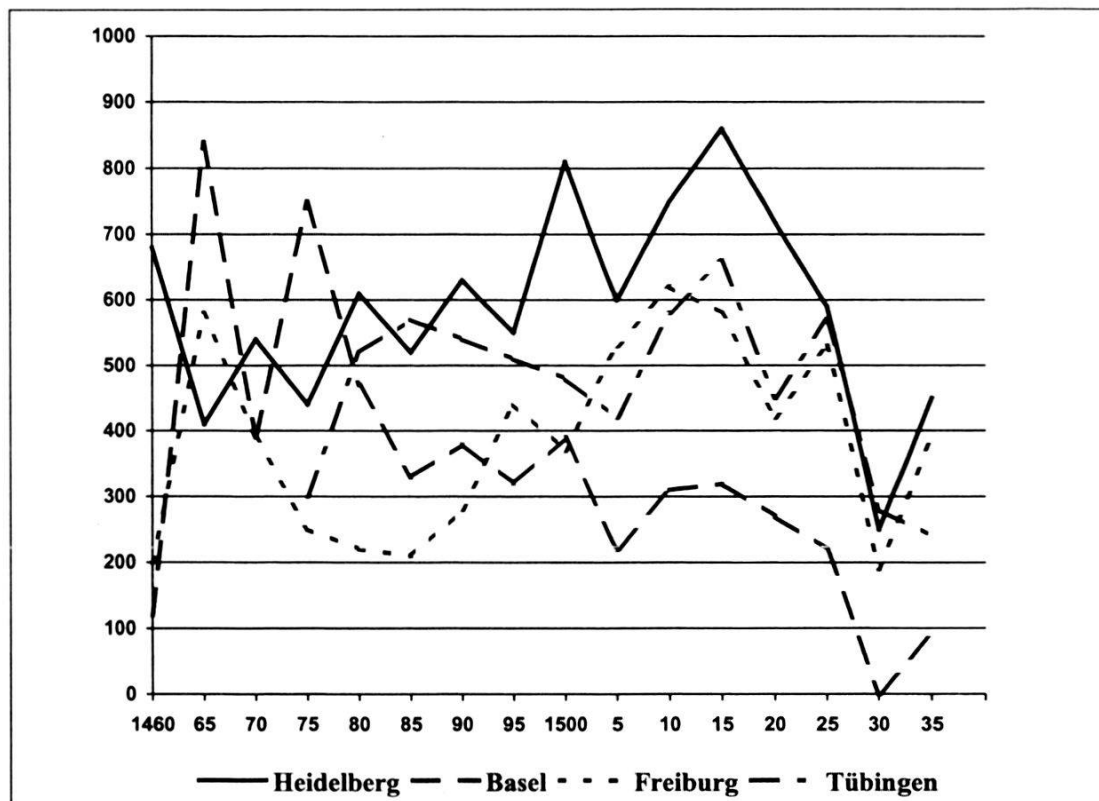


Fig. 2

Freiburger Universität wurde Nutzniesserin der Umbrüche, die in Basel und dann auch in Tübingen Platz griffen<sup>24</sup>.

Eine solch klare, umfassende und langfristige Abgrenzung und Profilierung, wie sie die Universitäten Basel, Tübingen und Freiburg seit und dank der Reformation ausbildeten, hatte es vorher nicht gegeben. Doch ist in jüngerer Zeit die Bedeutung der schwäbisch-schweizerischen Polemik im Kontext des Krieges von 1499 und des Eintritts Basels in die Eidgenossenschaft 1501 herausgearbeitet worden. Wenn Valerius Anshelm von der Universität Tübingen berichtet, Theologen und Juristen hätten im Hörsaal wie Feldhauptleute gegen die Eidgenossen gewettert, wie wenn die Eidgenossen Türken wären; wenn in Basel ein eidgenössisches Schmähdgedicht ins Kollegheft eines Kommilitonen zu schreiben, und sei es als Replik auf vorangegangene Schwabenschelte, als todeswürdiges Vergehen galt, zeigt dies die zumindest temporär enorm scharfe politisierende Abgrenzung<sup>25</sup>. Gravierender ist die Abstimmung mit den Füßen, die zu beobachten ist. Die Universität Basel verlor nach 1501 mehr und mehr das vorderösterreichische Einzugsgebiet, wogegen die Universität Freiburg weiterhin aus den eidgenössischen Orten fleissig aufgesucht wurde. Die Reformation bewirkte lediglich eine Umschichtung der eidgenössischen Immatrikulierten in Freiburg; statt Zürichern und Bernern kamen nun Luzerner, Friburger und Walliser – Heinrich Glarean war über Jahre hin der Patron der katholischen Eidgenossen in Freiburg<sup>26</sup> –, so dass nach der Überwindung der allgemeinen Frequenzkrise die Zahl der eidgenössischen Besucher in Freiburg in etwa gleich blieb. Überhaupt wechselten seit den Jahren um 1500 Basel und Freiburg den Rang. Dass Freiburg sich vor Basel schieben würde, hatte sich in den 1490er Jahren angedeu-

<sup>24</sup>Winfried Hagenmaier, *Das Verhältnis der Universität Freiburg i.Br. zur Reformation*. Phil. Diss. Freiburg 1968, S. 148–157.

<sup>25</sup>Richard Feller / Edgar Bonjour, *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*, Bd. 1, 2. Aufl., Basel 1979, S. 165; zu Hieronymus Emsers Spottgedicht (drei Distichen) gegen die Schweizer siehe Claudius Sieber-Lehmann / Thomas Wilhelmi (Hrsg.), *In Helvetios – Wider die Kuhschweizer. Fremd- und Feindbilder von den Schweizern in antieidgenössischen Texten aus der Zeit von 1386 bis 1532*, Bern [etc.] 1998, S. 130f.

<sup>26</sup>E. Tatarinoff (Hrsg.), *Die Briefe Glareans an Johannes Aal*, Solothurn 1895 (Urkundio. Beiträge zur vaterländischen Geschichtsforschung vornehmlich aus der nordwestlichen Schweiz, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons Solothurn, II, 3); Dieter Mertens, *Heinrich Loriti, genannt Glareanus. 1488 bis 1563. Sein Leben und Werk sowie seine Beziehungen zur Stadt Villingen*, in: *Geschichts- und Heimatverein Villingen, Jahresheft 13 (1988/89)*, S. 16–27, hier bes. S. 21f., 24.

tet und verfestigte sich nun. Ganz anders hatte es am Anfang unseres Zeitraumes ausgesehen. Die Konkurrenz der beiden Nachbaruniversitäten hatte Basel drei Jahrzehnte lang, von 1460 bis 1490, klar für sich entscheiden können.

#### IV

Wenn man den Universitätswechsel zwischen den Hohen Schulen am Oberrhein betrachten will, muss man sich auf kleine Zahlen einstellen. Universitätswechsel sind Sache einer Minderheit. «Ein fahrender Skolast?» Der Casus ist an den Universitäten in dieser Zeit des Regionalismus kein Regelfall<sup>27</sup>. Von den 5800 Tübinger Studenten der Jahre 1477 bis 1535 haben 4370 oder 75 % nie gewechselt; 19,5 % haben nur eine weitere Universität gesehen, in 219 Fällen, das sind 3,8 %, wurden zwei andere Universitäten aufgesucht, lediglich 0,9 % besuchten drei andere<sup>28</sup>. In Freiburg konnten zwischen 1480 und 1500 nur 17 % Einmalwechsler festgestellt werden, in Basel 11,6 %<sup>29</sup>. Eröffnungen von Universitäten sind in mehrfacher Hinsicht statistisch feststellbare Sondersituationen. Die regionale «Eröffnungsklientel» (Schwinges) treibt die ersten Zahlen kurzfristig in die Höhe, und auch die Erstausrüstung mit Lehrkräften, namentlich mit den Artisten-Magistern, macht sich in einmaligen Frequenzspitzen der Eröffnungssituation bemerkbar. Zur Eröffnung Freiburgs und Basels 1460 musste Heidelberg bluten, der Rückgang der Immatrikulationen 1477 in Freiburg, Heidelberg und Basel – in dieser Rangfolge – dürfte mit dem Beginn des Unterrichts in Mainz und Tübingen zusammenhängen. 1460 wechselten über 20 Magister

<sup>27</sup>Marc Sieber, *Wanderung als Bildungselement*, in: BZGA 65(1965), S. 101–112. – Die Ausführungen von Hilde de Ridder-Symoens über die Mobilität der Studenten in Europa in den beiden Bänden von Walter Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, München 1993–1996, Bd. 1 (Mittelalter), S. 255–275, und Bd. 2 (Von der Reformation zur Französischen Revolution), S. 335–358, skizzieren den Rahmen des Regionalismus, aber nicht diesen selbst in der gleichsam zwischen den beiden Bänden liegenden Zeitspanne; siehe auch Jürgen Miethke, *Die Studenten*, in: *Unterwegssein im Mittelalter*, hrsg. von Peter Moraw, Berlin 1985 (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 1), S. 49–70.

<sup>28</sup>Vgl. Kuhn (wie Anm. 5), S. 16ff.

<sup>29</sup>Im folgenden benutze ich für die Zeitspanne 1480–1500 dankbar die von Mark Willock im Sommersemester 1998 im Rahmen eines Hauptseminars über Kommunikation im späten Mittelalter angestellten Untersuchungen über «Studentische Mobilität unter besonderer Berücksichtigung des Hochschulwechsels im Südwesten des Reichs 1480–1500».



und Studierende von Heidelberg zu den beiden Neugründungen Basel und Freiburg. Ungefähr ebenso viele kamen von Wien nach Freiburg, 30 zogen von Erfurt nach Basel. Freiburg ist von Wiener und Heidelberger Magistern und Doktoren «gegründet» worden, Basel von Erfurtern und Heidelbergern. Zur Etablierung der neuen Fakultäten wurden ganze Gruppen en bloc gerufen. An beide Universitäten berief man Anhänger der *via moderna*. In Tübingen hingegen richtete man beide *viae* ein und berief untypischerweise nicht en bloc, sondern verfuhr origineller<sup>30</sup>. Doch 1464/65 sollte in Basel die *via antiqua* neben der *via moderna* gelehrt werden. Dies brachte erhebliche Unruhe in die Artistenfakultät mit der Folge einer ersten deutlich spürbaren Abwanderung von Basel nach Freiburg. 30 Universitätswechsler von 1464/65 wird man auf das Konto der Änderung der Lehre und der Lehrverfassung buchen dürfen. 1484 verlangte indes Freiburgs Landesherr Herzog Sigismund von Tirol von seiner Freiburger Universität ebenfalls die Lehre nach beiden *viae*. Freiburg wandte sich 1487 an Tübingen. Seither gab es über einen längeren Zeitraum Zuzug von dort. Die Heidelberger führten 1452 die *via antiqua* mit Hilfe der Kölner Universität ein. Dadurch entstand zwischen diesen beiden Universitäten ein länger anhaltender Austausch<sup>31</sup>. Heidelberg praktizierte die alte, Regionen übergreifende Zusammenarbeit, während zwischen Tübingen und Freiburg doch nur regionale Verbindungen geschlagen wurden.

Es gibt weitere Schwerpunkte des Wechsels. Die häufiger begangenen Wege führen 1494/95 und 1505–1509 von Freiburg nach Basel, 1509–1511 von Freiburg nach Tübingen und umgekehrt. Nach 1520 nehmen die Wechsel von Tübingen nach Freiburg wieder zu. Seit der Vertreibung Herzog Ulrichs von Württemberg durch den Schwäbischen Bund 1519 und der Übergabe des Herzogtums an den Habsburger Karl V. gehörte Württemberg zum habsburgischen Herrschaftsbereich – wie Freiburg und Wien –, bis 1534 Herzog Ulrich sein Land militärisch zurückgewann und die Reformation einführte. Die habsburgischen Universitäten Tübingen und Freiburg, aber auch Wien, im Zeichen der Bekämpfung der Reformation zusammenzubinden, gelang nicht. Johannes Eck und

<sup>30</sup>Bernhard Neidiger, Das Dominikanerkloster Stuttgart. Die Kanoniker vom gemeinsamen Leben in Urach und die Gründung der Universität Tübingen, Stuttgart 1993 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 58), S. 77–97, 118f.

<sup>31</sup>Götz-Rüdiger Tewes, Die Bursen der Kölner Artistenfakultät bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Köln [etc.] 1993 (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln 13), S. 470ff., bes. 480ff.

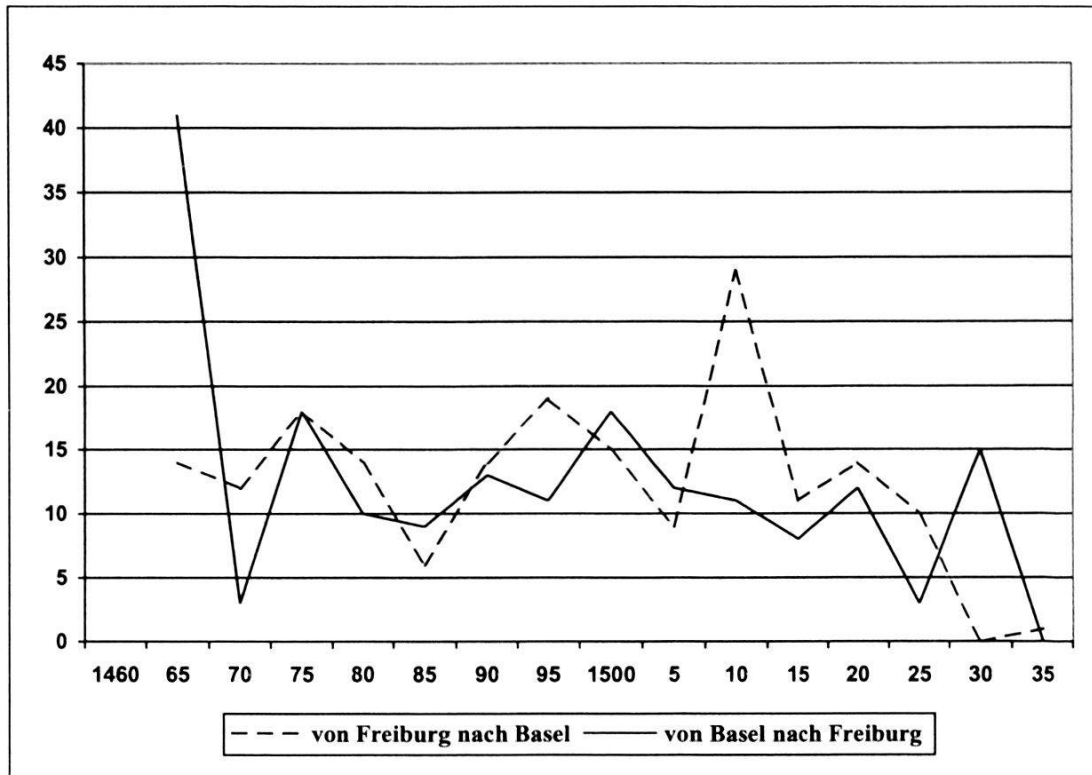


Fig. 3

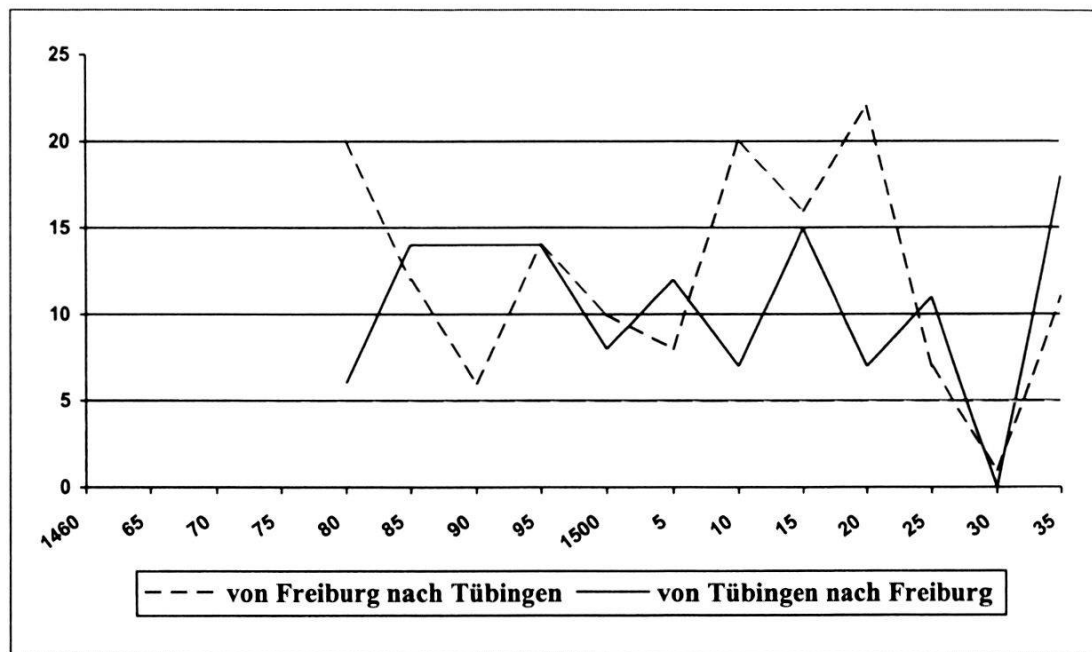


Fig. 4

Johannes Fabri hatten in Tübingen und in Freiburg studiert, und ihr Bekanntenkreis spannt sich über die ganze Region. Doch eine Aktionseinheit mit einer oder mehreren anderen Universitäten zu bilden, entsprach nicht den zeitgenössischen akademischen Wertvorstellungen. Als 1534/35 die Reformation in Württemberg eingeführt wurde und auch die Universität Tübingen erfasste, wechselten etliche Tübinger deshalb nach Freiburg, wo man wie 1529 bei der Einführung der Reformation in Basel wiederum von Krisen andersorts profitierte.

Die Wechselbilanz sei anhand des Ausschnitts 1480 bis 1500 vorgeführt. Mit Blick auf Freiburg, Basel und Tübingen kann diese Phase als regionale Konsolidierungsphase bezeichnet werden. Dieser Zeitausschnitt scheint deshalb geeignet, weil er die Normalität ohne besondere Vorkommnisse auf der Ebene der Rahmenbedingungen repräsentiert (*vgl. Fig. 3 und 4*).

Basel gab an Freiburg 30 Immatrikulierte und erhielt 23;

Basel gab an Tübingen 20 und erhielt 15;

Tübingen gab an Freiburg 56 und erhielt 34;

Heidelberg gab an Tübingen 39 und erhielt 22.

In diesem Zeitfenster wies Freiburg als einzige Universität eine positive Bilanz im regionalen Austausch auf. Dies verhalf dieser Universität zum Anschluss an das quantitative Niveau Tübingens, ohne aber Heidelberg zu erreichen. Mit Heidelberg fand ein deutlich geringerer Austausch statt: 3 Wechsel zwischen Heidelberg und Basel, 10 Fälle zwischen Heidelberg und Freiburg. Das heisst andererseits, dass der engere regionale Austausch zwischen den kleinen Universitäten Freiburg, Basel und Tübingen doch einige Bewegung aufweist – freilich auf dem Niveau eines niedrigen prozentualen Anteils der Wechsler an der «Obersrhneinfrequenz» insgesamt. Die Frage, ob Beatus Rhenanus mit seiner angesichts Basels geübten Kritik an der Kleinheit der Universitäten im Reich einfach recht hat, oder ob eine kompensatorische Nutzung der dichten oberrheinischen Universitätslandschaft insgesamt zu beobachten ist, lässt sich vorsichtig wohl unter dem Stichwort der «pragmatischen Regionalisierung» beantworten. Dies heisst erstens: Das dichte Netz der Universitäten am Oberrhein hat die regionalen Studierchancen erhöht, die «Obersrhneinfrequenz» steigt langfristig bis zur Reformation an. Rein rechnerisch versorgen die vier kleinen Universitäten am Oberrhein ebenso viele Studenten wie eine grosse Universität. Zweitens: Der Austausch zwischen den kleinen Universitäten im Südwesten des Alten Reiches mag einige Prozentpunkte, vielleicht

sogar markant über dem Universitätswechsel sonst liegen<sup>32</sup> – er scheint eher pragmatisch motiviert denn systematisch gesucht. Ob Ruf und Ansehen des Zasius, der nachweislich Schüler anzog, sich auch statistisch ablesen lassen, darf wohl bezweifelt werden. Statistisch sind die höheren Fakultäten gegenüber den Artisten im Nachteil. Universitätseröffnungen, Änderungen der Lehrverfassung in der Artistenfakultät, politische Umschwünge und die Reformation haben Mobilitätsreaktionen hervorgerufen. Die geringen räumlichen Entfernungen machten ein pragmatisches Verhalten erschwinglicher, als es der Wechsel über grosse Distanzen war, der Sache der Reicherer war. Die politischen und dann die religionspolitischen Antagonismen haben schliesslich die kleinräumige oberrheinische Universitätslandschaft umstrukturiert und die einzelnen Universitäten jeweils in neue Zusammenhänge integriert und so das hier in Umrissen beobachtete Zusammenspiel beendet.

*Prof. Dr. Dieter Mertens  
Historisches Seminar der Universität  
Werthmannplatz – KG IV  
D-79085 Freiburg i.Br.*

<sup>32</sup>Vgl. Schwinges (wie Anm. 16), S. 428ff., bes. S. 428f., Anm. 52, die Zahlen und Ausführungen zu Köln und Tübingen: Der Vergleich der Jahrgänge 1485 und 1495 in Köln und Tübingen zeigt 12% Wechsler in Köln, 25% in Tübingen.